

Schriften zur Medienpädagogik 57

Medienkultur und Öffentlichkeit

Meinungs- und Medienbildung zwischen Engagement, Einfluss und Protest

Marion Brüggemann
Sabine Eder
Markus Gerstmann
Horst Sulewski (Hrsg.)

Schriften zur Medienpädagogik 57

Dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend danken wir für die Förderung des vorliegenden Bandes.

Herausgeber

Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur in der Bundesrepublik Deutschland (GMK) e.V.

Anschrift

GMK-Geschäftsstelle
Oberstr. 24a
33602 Bielefeld
Fon: 0521/677 88
Fax: 0521/677 29
E-Mail: gmk@medienpaed.de
Homepage: www.gmk-net.de

Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind die Autor*innen verantwortlich.
Redaktion: Marion Brüggemann, Sabine Eder, Markus Gerstmann, Horst Sulewski,
Tanja Kalwar
Lektorat: Tanja Kalwar
Einbandgestaltung und Titelillustration: Katharina Künkel

© kopaed 2021
Arnulfstr. 205
80634 München
Fon: 089/688 900 98
Fax: 089/689 19 12
E-Mail: info@kopaed.de
Homepage: www.kopaed.de

ISBN 978-3-96848-635-2

Christoph Richter/Heidrun Allert **Auf der Suche nach (neuen) Wegen zwischen partizipativer Forschung und Medienbildung**

„Ich wünschte mir, dass sowohl Zutaten als auch fertiges Produkt möglichst so aussahen, wie ich sie [ohne Kamera] wahrnahm. Ohne Filter gelang es mir nicht, dieses Ziel zu erreichen.“ (Isa 2021)

„Im nächsten Schritt suchte ich mir einen passenden Bildtitel aus und passende Hashtags. ‚Feels like summer‘ – schien mir passend, da wahrscheinlich alle Menschen, dieses Gefühl gestern hatten.“ (mariposa 2019)

„Da ich bereits seit Jahren aktiv tanze und auf vielen Battles innerhalb Deutschlands und auch im Ausland bin, schienen mir die Posts, die sich ums Tanzen drehen, wie eine Art von ‚Gewöhnlichkeit‘.“ (SR 2019)

Vom alltäglichen Umgang mit digitalen Medien

Die diesem Beitrag vorangestellten Zitate stammen von Teilnehmer*innen des Onlinelabors für Digitale Kulturelle Bildung.¹ Sie sind Teil ihrer Antworten auf die Frage danach, wie ein „gewöhnliches“ Posting entsteht. Auch wenn die Frage nach dem „Gewöhnlichen“ unspektakulär wirken mag und die von den Teilnehmer*innen geteilten Beiträge schnell im Strom dessen untergehen, was uns an Inhalten und Kommentaren auf Plattformen wie Instagram, Twitter, WhatsApp, YouTube und Co. täglich begegnet, so geben die Zitate dennoch einen Einblick in die vielfältigen Verstrickungen, die der praktische Umgang mit diesen Medien mit sich bringt. Sie verweisen auf die Rolle der digitalen Technologien, die auf mehr oder weniger subtile Weise unsere kulturellen Wahrnehmungs- und Ausdrucksmöglichkeiten mitprägen, die Bedeutung der sozialen Anderen, mit denen wir unsere Erfahrungen und Eindrücke teilen, wie auch die unterschiedlichen Formen der Auseinandersetzung mit uns selbst und dem, was uns wichtig ist. Die Zitate machen zudem deutlich, dass das „Gewöhnliche“ nicht etwas ist, das einfach schon da ist, sondern dass wir es in unserem praktischen Handeln immer auch mit herstellen.

Auch wenn, im Sinne eines post-digitalen Zustandes, „die Digitalisierung so weit fortgeschritten ist, dass das Digitale eine omnipräsente, ubiquitäre Infrastruktur darstellt“ (Jörissen 2018: 69), bedeutet dies jedoch nicht, dass wir es mit einer in sich geschlossenen und homogenen Entwicklung

zu tun hätten. Die Ausdifferenzierung und der fortwährende Wandel digitaler Plattformen und die hiermit einhergehende Vervielfältigung der Interaktions- und Artikulationsmöglichkeiten stellt vielmehr eine grundlegende Herausforderung für das Verständnis von Prozessen der Medienbildung dar. Statt einer einheitlichen digitalen Mediennutzungspraktik zeichnen sich gerade die „sozialen Medien“² durch eine komplexe Gemengelage unterschiedlicher und zugleich aufeinander bezogener Praktiken aus (vgl. z.B. Couldry 2012). Wer welche Medien, wann, wie und mit wem nutzt, welche Ziele, Ideen, Werte und Erwartungen diesem alltäglichen Tun zugrunde liegen und welche Erfahrungen hierbei gemacht werden, lässt sich nur sehr bedingt von außen beobachten und noch schwerer auf einen einfachen Nenner bringen. Entsprechend sind auch die Prozesse der informellen Medienbildung, die sich im praktischen Umgang mit sozialen Medien vollziehen, an jene sozio-materiellen Konfigurationen gebunden, in denen sich die Akteur*innen bewegen und die sie durch ihr Tun immer auch wieder neu mit herstellen. Diese Prozesse umfassen nicht nur das Vertraut-werden mit den sich wandelnden Regeln, Normen und Machtverhältnissen, sondern auch die Entwicklung eines praktischen Sinns für die Möglichkeitsräume, die sich im Geflecht der unterschiedlichen sozialen Handlungsgefüge und Technologien eröffnen (vgl. Alkemeyer/Buschmann 2017).

Um der Vielfalt und Dynamik (digitaler) Mediennutzungspraktiken gerecht zu werden, bedarf es, so die hier vertretene These, (neuer) methodischer Zugänge, die die Nutzer*innen digitaler Medien als Expert*innen ihrer alltäglichen Praktiken adressieren und sie aktiv in die Suche nach einem vertieften Verständnis der kulturellen Formen und Werte mit einbeziehen, die sich in sozialen Medien entwickeln. Hierbei stellt sich insbesondere die Frage, wie eine partizipative Annäherung an Formen der Mediennutzung und -bildung aussehen könnte, die Raum lässt sowohl für den prinzipiell un abgeschlossenen und performativen Charakter dieser Prozesse wie auch der Möglichkeit einer uneinholbaren Differenz kultureller Praktiken und hieran anschließender Erfahrungen.

Ein praxistheoretischer Zugang

Vor dem Hintergrund des zunehmenden Interesses für die Performativität wie auch die soziale und materielle Vermitteltheit menschlicher Tätigkeit haben bereits seit einiger Zeit praxistheoretische Zugänge sowohl in den Sozial- und Kulturwissenschaften wie auch in der Pädagogik an Bedeutung gewonnen (siehe z.B. Budde et al. 2018). Indem sie das alltägliche praktische Miteinandertun von Menschen und den Umgang mit den Dingen zum

Ausgangspunkt der analytischen Betrachtung macht, bietet insbesondere die Theorie sozialer Praktiken (Schatzki 1996, 2012) einen aussichtsreichen konzeptuellen Rahmen für die partizipative Auseinandersetzung mit kulturellen Alltagsphänomenen (vgl. Sandberg/Tsoukas 2011). Mit der Theorie sozialer Praktiken eröffnet sich zudem eine kulturtheoretische Alternative zu etablierten Handlungstheorien, die es ermöglicht, Prozesse der Medienutzung sowohl als Orte der Reproduktion wie auch der Veränderung sozialer Ordnungen in den Blick zu nehmen (vgl. Hörning 2004). Darüber hinaus ergeben sich aus der Theorie sozialer Praktiken grundlegende Implikationen für das Verständnis von Kultur, Technik und Bildung, die im Folgenden zumindest kurz angerissen werden sollen.

Kultur ist aus praxistheoretischer Sicht kein einheitlicher und klar abgrenzbarer Korpus kollektiv geteilter Formen, Codes und Werte, sondern vielmehr ein offener, widersprüchlicher, konflikthafter, facettenreicher und dynamischer Prozess. Kultur lässt sich dementsprechend nicht auf einen Kanon an Dingen, Handlungsformen oder Deutungsweisen reduzieren. Kultur markiert vielmehr ein sich fortlaufend entwickelndes „Repertoire“ praktischen Wissens, praktischer Empfindsamkeiten und Ansprüche, die immer wieder neu realisiert und ausgehandelt werden müssen (vgl. ebd.). Kultur ist insofern etwas, das auch im Umgang mit Medien permanent erzeugt wird und es ist „[...] das Handeln der Akteure, das Kultur bewegt“ (Hörning/Reuter 2004: 9). Praktiken und die aus ihnen hervorgehenden kulturellen Formen existieren nicht isoliert für sich, sondern werden ständig von anderen Praktiken und Formen herausgefordert, durchdrungen und mitgeformt. Praktiken, insbesondere in sozialen Medien, existieren insofern niemals in Reinform, sondern sind inhärent immer schon hybrid, dynamisch und in Veränderung begriffen (vgl. Hetzel 2002).

Im Sinne eines konkreten Miteinandertuns umfassen soziale Praktiken zumeist auch den Umgang mit technischen Dingen. Die technischen Dinge sind dabei aus einer praxistheoretischen Perspektive keine austauschbaren Werkzeuge, sondern vielmehr ein grundlegender Bestandteil der jeweiligen Praktiken. So ist etwa der gezielte Einsatz von Hashtags, die Kommunikation mittels Emojis oder auch die Aufnahme, Nachbereitung und Verbreitung eines Selfies ohne entsprechende Technologien nicht denkbar. Umgekehrt sind die technischen Dinge aber nicht nur Voraussetzung, sondern auch immer Produkt sozialer Praktiken. Die Theorie sozialer Praktiken hebt dabei die konstitutive Verschränkung von sozialen Praktiken und (digitalen) Technologien hervor, die sich in einem co-evolutionären Prozess gegenseitig bedingen und kontinuierlich transformieren (vgl. Shove/Pantzar/Watson 2012). Zentrales Moment sind hierbei die kulturell vermittelten und auf-

einander bezogenen Erwartungen der Entwickler*innen an die Bedingungen des Gebrauchs und der Anwender*innen an die Gebrauchsgewährleistungen der technischen Dinge (z.B. Bucher 2018).

Die aktive Teilnahme an Praktiken impliziert vor diesem Hintergrund immer auch die Ausbildung und Kultivierung entsprechender Kenntnisse und praktischer Fertigkeiten (vgl. Schatzki 2012). Dieses „Hineinwachsen“ in eine Praktik, im Sinne eines Enkulturationsprozesses, ist dabei jedoch weniger passive Anpassung an eine gegebene Ordnung als eine Form der aktiven Auseinandersetzung, in der sich die Akteur*innen ausgehend von ihren bisherigen Erfahrungen in Praktiken einbringen, in dem sie versuchen, die situativen Handlungspotenziale auszuschöpfen (vgl. Alkemeyer/Buschmann 2017). Bildung ist damit kein eigenständiges Ereignis, sondern vielmehr ein kontinuierlicher Pfad durch das Maschenwerk heterogener und sich wandelnder Praktiken (vgl. Pred 1981). Prozesse der Bildung vollziehen sich dementsprechend weniger auf der Ebene einer distanziert reflektierenden Betrachtung als vielmehr im praktischen Einlassen auf und Auseinandersetzen mit noch unbekanntem und andersartigen Formen des Miteinandertuns. Im Sinne einer nicht-affirmativen Positionierung (vgl. Jörissen 2015) bedingt Bildung insofern sowohl immer auch eine Transformation des praktischen Gefüges wie auch der daran geknüpften Formen der Subjektivierung.

Die Theorie sozialer Praktiken lenkt allerdings den Blick nicht nur auf die Reproduktion und Transformation einzelner Praktiken, sondern verweist auch auf die Entwicklung übergreifender praktischer Gefüge, oder „Praktikbündel“ (Schatzki 2012), in die die einzelnen Praktiken eingelassen und auf die sie bezogen sind. Durch die Nutzung gemeinsamer Ressourcen und Technologien, durch die Beteiligung einzelner Akteur*innen an verschiedenen Praktiken wie auch durch übergreifende Projekte, die Praktiken aneinanderbinden, wirken sich Veränderungen einzelner Praktiken immer auch auf das gesamte praktische Gefüge aus und umkehrt. Entsprechend können sich beispielsweise Erwartungshorizonte, Handlungsmuster, aber auch Technologien über einzelne Praktiken hinweg ausbreiten. Die multifunktionale Verwendung von Smartphones, die Verwendung von Hashtags oder die Verbreitung von Selfies als einer spezifischen Ausdrucksform sind hierfür nur einige augenfällige Beispiele.

Methodische Implikationen und Herausforderungen

Während die Theorie sozialer Praktiken einen konzeptuellen Rahmen bietet, der es ermöglicht, der Vielschichtigkeit und Dynamik von Mediennut-

zungspraktiken Rechnung zu tragen, sind mit dieser Rahmung zugleich eine Reihe methodischer Implikationen und Herausforderungen verbunden (vgl. Schäfer/Daniel 2015).

Die erste Herausforderung ergibt sich aus dem Umstand, dass das alltägliche Handeln und Miteinandertun im Rahmen sozialer Praktiken für gewöhnlich gerade nicht thematisch werden. Das Versenden einer Nachricht mittels WhatsApp und Co., die Suche nach Inspiration, Unterhaltung und Ablenkung auf YouTube wie auch das schnell mit dem Handy erstellte Foto sind tatsächlich meist nicht „der Rede wert“. In den praktischen Verwicklungen des Alltags, an der Schnittstelle von Routine und Improvisation, sind die relevanten Fertigkeiten und Wissensbestände auch für die Praktiker*innen für gewöhnlich nur latent verfügbar (vgl. Hörning 2001). Aber auch die direkte Beobachtung und reflektierende Beschreibung des eigenen Tuns liefert keinen unmittelbaren Zugang zu den einer Praktik zugrundeliegenden Logiken und Sensibilitäten. Diese latenten Wissensbestände und die mit ihnen einhergehenden Möglichkeitshorizonte werden zumeist erst dann sichtbar, wenn Unerwartetes geschieht, wenn Routinen nicht mehr greifen und die Situation „problematisch“ wird (vgl. Sandberg/Tsoukas 2011). Methodisch gewendet sind es infolgedessen gerade die *Momente der Störung, Irritation und Befremdung*, die einen Zugang zum Verständnis sozialer Praktiken eröffnen.

Das performative Moment sozialer Praktiken, die sich in einem dynamischen Spannungsfeld aus vorgängigen Geschehnissen und tradierten Erfahrungen sowie antizipierten Handlungsfolgen und resultierenden Verbindlichkeiten bewegen (vgl. ebd.), bringt zudem mit sich, dass es keinen fixen Bezugspunkt gibt, von dem aus sich sagen ließe, ob ein konkretes Geschehen Teil einer bestimmten Praktik ist oder nicht. Die Frage, wie ein anschlussfähiges Handeln aussehen kann, ist gerade vielmehr integraler Bestandteil des praktischen Ringens um gegenseitige Verständigung. So ist etwa immer nur im praktischen Vollzug zu klären, ob ein bestimmtes Bild, das in sozialen Medien geteilt wird, als eine Inszenierung zu verstehen ist oder ob Instagram nach der Einführung des Newsfeed-Algorithmus wirklich noch dieselbe Plattform ist. In der Suche nach übergreifenden und stabilen Mustern besteht vielmehr die Gefahr, die inhärente Unbestimmtheit und Dynamik sozialer Praktiken auszuklammern und praxisrelevante Unterschiede zu nivellieren oder zu überhöhen. Externe Beobachter*innen haben zwar einen anderen Blick auf das Geschehen, sie können Differenzen aber ebenfalls nur vor dem Hintergrund vorgängiger Differenzierungen als solche bestimmen (vgl. Ricken/Reh 2014). Die unterschiedlichen Positionen der Praktiker*innen und Beobachter*innen zum jeweiligen Geschehen

eröffnen aber die Möglichkeit wechselseitiger Irritationen und Befremdungen, indem sich die Akteur*innen mit ihren jeweiligen Interpretationen und Deutungen des Geschehens konfrontieren und somit das als selbstverständlich Angenommene infrage stellen können (vgl. Sharrock/Ander-son 1982). Praktiker*innen und Beobachter*innen begegnen sich deshalb idealerweise als *miteinander Forschende und voneinander Lernende* und mit einer *grundlegenden Sensibilität für die Vielfalt und Veränderlichkeit von Mediennutzungspraktiken*.

Aus methodischer Sicht muss ferner dem Umstand Rechnung getragen werden, dass sich wesentliche Elemente sozialer Praktiken nur sehr bedingt in Worte fassen lassen. Soziale Praktiken bedienen sich zwar der Sprache als einer Ressource zur Konstruktion sozialer Realitäten, gehen aber nicht in dieser auf, da, vereinfacht ausgedrückt, jede sprachliche Äußerung immer auch das Nicht-Gesagte, das praktisch Vorausgesetzte impliziert (z.B. Mersch 2013). Das praxisrelevante Wissen umfasst, aus praxistheoretischer Sicht, vielmehr stets auch ein praktisches und inkorporiertes Wissen um die Ausführung von Handlungen wie auch ein sinnlich-ästhetisches Wissen um die Beschaffenheit und sinnliche Qualität der für eine Praktik relevanten Dinge (z.B. Alkemeyer/Buschmann 2017). Dieses Wissen ist aber notwendigerweise an die körperliche Verfasstheit der Praktiker*innen wie auch die Materialität der Dinge gebunden. Aufgrund ihrer prinzipiellen medialen Vermitteltheit entziehen sich praktische Erfahrungen einer einfachen Abbildung oder Übersetzung in ein propositionales Medium (vgl. Zill 2015). Es bedarf insofern methodischer Ansätze, die allein auf einer sprachlichen Ebene operieren, sondern es den Teilnehmer*innen ermöglichen, wichtige Aspekte ihrer Praktiken *sinnlich erfahrbar und begreifbar zu machen*.

Schließlich impliziert ein praxistheoretischer Zugang ein performatives Verständnis der Forschung selbst. Insofern Forschung selbst eine soziale Praktik darstellt, ist sie immer auch verwickelt in die Prozesse, die sie untersucht. Insbesondere im Bereich der Bildungsforschung lässt sich keine klare Linie zwischen den Prozessen der Forschung und denen der kulturellen Transformation und Bildung ziehen (vgl. Forster 2007). Insofern soziale Praktiken einer praktischen Rationalität folgen, die ihren Ausdruck immer auch im Austausch der Akteur*innen über ihr Tun, „im Gewährwerden, im Vermuten, im Erklären, im Schlussfolgern, im Rechtfertigen, im Kritisieren“ (Hörning 2004: 37) findet, ist die Thematisierung sozialer Praktiken immer auch ein möglicher Anstoß von Transformationen. Anstelle der Suche nach eindeutigen Interpretationen und abschließenden Antworten, rückt dann *das gemeinsame Ausloten sich wandelnder Möglichkeitshorizonte* in den Mittelpunkt analytischer Betrachtungen.

Irritation als Prinzip – der Ansatz des Onlinelabors

Als eine mögliche Antwort auf die beschriebenen Herausforderungen ist im Rahmen des Onlinelabors für Digitale Kulturelle Bildung ein partizipativer Forschungsansatz entstanden, der darauf ausgelegt ist, gemeinsam mit Menschen unterschiedlicher Altersgruppen die alltäglichen Praktiken des Umgangs mit sozialen Medien und die hiermit verknüpften Handlungs- und Erfahrungsspielräume zu erkunden. Der Ansatz des Onlinelabors verschränkt dabei die Methode der kritischen Ereignisse (z.B. Sandberg/Tsoukas 2011; Collins/Pieterse 2017) mit dem Cultural Probes Ansatz (z.B. Tsai/Hoven 2018) sowie dem Konzept der partizipativen Forschungswerkstätten (z.B. Bergold/Thomas 2012).

Im Mittelpunkt des Ansatzes steht dabei zunächst die gezielte Irritation der Handlungsgewohnheiten und Deutungsmuster der Teilnehmer*innen im Umgang mit sozialen Medien durch evokative und ergebnisoffene Arbeitsaufträge. Diese *Impulse* fordern die Teilnehmer*innen dazu auf, sich mit spezifischen Aspekten sozialer Medien in ungewohnter Weise auseinanderzusetzen, so dass etablierte Handlungs- und Erfahrungsmuster potenziell unterlaufen und damit thematisch werden können. In Anlehnung an den Cultural Probes Ansatz können die Impulse dabei entweder einen dokumentarischen oder experimentellen Charakter haben. Dokumentarisch ausgelegte Impulse zielen insbesondere darauf ab, das praktische Verständnis der Teilnehmer*innen durch ungewohnte und ambivalente Perspektivierungen zu irritieren. Beispiele hierfür sind etwa Impulse, die das Für und Wider von medialen Abhängigkeiten thematisieren, die Grenzen von Anspruch und Anspruchslosigkeit ausloten oder nach den Qualitäten eines „digitalen Zuhauses“ fragen. Die experimentellen Impulse laden hingegen zu einer aktiven Auseinandersetzung mit einer ungewöhnlichen oder ungewohnten Situation ein. Das Spektrum reicht hierbei von gezielten Inszenierungen über das Experimentieren mit Algorithmen zur Objekterkennung bis hin zur Konzeption des eigenen digitalen Assistenten.³

Die Impulse sind darüber hinaus so angelegt, dass die Teilnehmer*innen ihre praktischen Erfahrungen jeweils in einem der Thematik entsprechenden multimedialen Format artikulieren können. Die Impulse zielen insofern immer auch auf die Darstellung konkreter Beispiele ab, an die sowohl eine individuelle wie auch eine gemeinsame Auseinandersetzung anschließen kann. Durch die Kombination von Illustration und Erläuterung bilden die Beiträge der Teilnehmer*innen einen wichtigen Ausgangspunkt sowohl für weiterführende Betrachtungen einzelner Beispiele wie auch für beispielübergreifende Analysen.

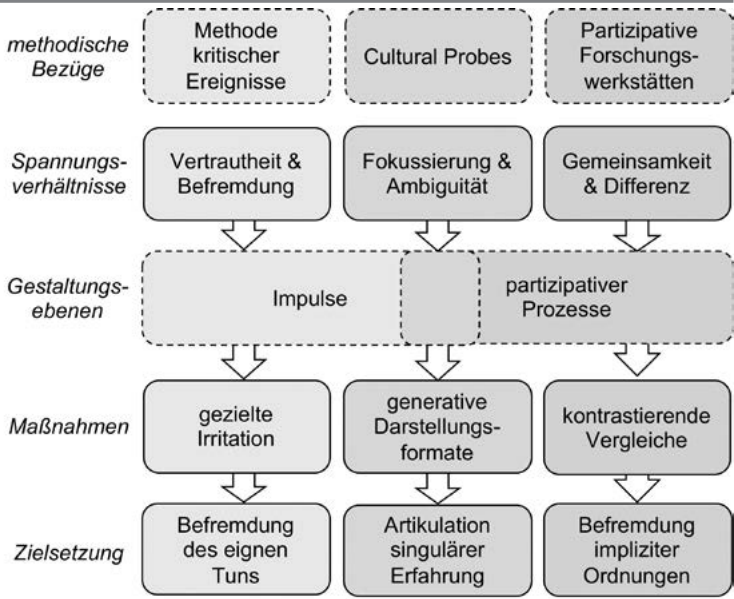


Abb. 1: Kernelement der partizipativen Methodik

Um auf diesem Wege nicht auf der Ebene individueller Erfahrungen zu verbleiben und stattdessen die Vielfältigkeit sozialer Praktiken in den Blick zu nehmen, ist die Bearbeitung der thematischen Impulse in ein partizipatives Werkstattformat eingebunden. Die Teilnehmer*innen sind dabei sowohl als Expert*innen ihrer eigenen Mediennutzungspraktiken wie auch als Teil einer Interpretationsgemeinschaft in die Werkstätten eingebunden. Auf die Präsentation durch die Teilnehmer*innen folgt eine kontrastierende Gegenüberstellung der einzelnen Beiträge, die darauf ausgerichtet ist, Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiede zwischen den Einzelbeispielen sowohl aus Sicht der Teilnehmer*innen wie auch der Moderator*innen aufzuzeigen. Die Moderator*innen streben dabei vor allem eine „Heterogenisierung des Beobachteten“ (Ricken/Reh 2014: 39) an, indem sie divergenten Perspektiven Raum geben und die Teilnehmer*innen dazu einladen, neue Bezüge aber auch Differenzen aufzuzeigen. Ziel der gemeinsamen Analyse ist insofern nicht eine eindeutige Interpretation der dokumentierten Erfahrungen, sondern vielmehr die Exploration alternativer Handlungs- und Deutungsspielräume. Die Werkstätten dienen damit zugleich der gemeinsamen Identifikation weiterführender Themen und Fragestellungen,

die in die Entwicklung neuer Impulse mit einfließen, so dass sich ein zyklischer Prozessverlauf ergibt.

Der vorgestellte partizipative Ansatz, dessen methodische Kernelemente in Abbildung 1 zusammenfassend dargestellt sind, löst sich sowohl von der Vorstellung rekonstruierbarer medialer Strukturen und sozialer Ordnungen wie auch von der Idee eines privilegierten Standpunktes, von dem aus ein vom praktischen Tun entkoppelter Einblick in die Logik der Praktik möglich wäre. Er untergräbt damit auch entsprechende Ansprüche einer methodisch begründeten Deutungshoheit und zielt stattdessen auf die Irritation praktischer wie auch wissenschaftlicher Handlungs- und Deutungsmuster ab. Hiermit verlagert sich das Erkenntnisinteresse von verallgemeinerbaren und kontextübergreifenden Aussagen hin zu den sich permanent verschiebenden praktischen Möglichkeitshorizonten. Indem er den Zugang zum Verständnis sozialer Praktiken genau in den Momenten verortet, in denen diese thematisch werden und sich potenziell transformieren, unterläuft der Ansatz perspektivisch auch die Trennung von Bildung und Forschung.

(Neue) Wege zwischen partizipativer Forschung und Medienbildung

Der hier skizzierte Ansatz stellt aus unserer Sicht nicht bloß ein weiteres Element im Werkzeugkasten der medienpädagogischen Forschungsmethoden dar. Er ist vielmehr auch Versuch und Einladung, unser alltägliches Miteinandertun als zentralen Ort der Reproduktion und Transformation sozialer und kultureller Ordnungen ernst zu nehmen und auszuloten, welche Formen des Miteinanderseins möglich sind und in welcher (digitalen) Welt wir leben wollen. Die Dokumentation und Analyse alltäglicher Mediennutzungspraktiken dient insofern nicht nur der Kartierung der sich in ihnen praktisch realisierenden Übereinkünfte, Erfahrungen und Komplikationen, sondern ist zugleich auch Ausgangspunkt für die Suche nach Lücken und Spielräumen im Geflecht praktischer Gefüge, die Raum für alternative Positionierungen lassen. Ungeachtet der Fokussierung auf die Vielfalt konkreter Handlungsvollzüge, klammert ein praxistheoretischer Zugang dabei die Frage nach übergreifenden Macht- und Differenzordnungen nicht aus. Anstatt aber zu unterstellen, dass entsprechende Ordnungen fest in den medialen Strukturen und technischen Systemen verankert seien, betont dieser Zugang vielmehr den prozesshaften Charakter dieser Ordnungen, die im praktischen Tun immer wieder reproduziert werden müssen, um ihre Wirkung entfalten zu können (vgl. Hörning 2001).

Mit der Betonung des grundlegend performativen Charakters sozialer Praktiken ergibt sich zudem ein spezieller Zugang zur Frage nach den Möglichkeiten „digitaler Souveränität“. Denn mit der Annahme, dass sich soziale Praktiken nicht in der Befolgung explizierbarer Regeln erschöpfen, sondern, wie Andreas Hetzel dies pointiert formuliert hat, sie „ihren Platz genau dort [finden], wo Regeln und Grenzen handelnd überschritten werden“ (Hetzel 2002: 10), eröffnet sich die Möglichkeit, die „Utopie der Regeln“ (Graeber 2016) als ein Grundmotiv der Digitalisierung in den Blick zu nehmen. Oder anders ausgedrückt, sind es aus einer praxistheoretischen Sicht letztlich unsere kollektiven Erwartungen an die Regelmäßigkeit sozialer Ordnungen, die die Entwicklung und den praktischen Einsatz digitaler Technologien überhaupt erst möglich machen. Die Frage, ob wir uns in automatisch generierten Profilen wiederfinden, ob wir uns auf die Empfehlungen einer Social Media-Plattform verlassen oder ob wir eine Maschine für intelligent halten, ist keine technische, sondern eine kulturelle. Das Interesse für die Vielfalt und die Details alltäglicher Mediennutzungspraktiken und der hiermit verbundenen praktischen Übereinkünfte, Erfahrungen und Komplikationen ist deshalb kein methodischer Kniff, um aussagekräftigere Regeln zu finden, sondern die Überschüssigkeit sozialer Praktiken aufzuzeigen, die immer mehr und anderes sind, als sich explizit fassen lässt. Digitale Souveränität beschränkt sich vor diesem Hintergrund nicht auf Kenntnisse und Fertigkeiten im Umgang mit digitalen Technologien, sondern markiert vielmehr die Bereitschaft, sich auf radikale Differenzen einzulassen und auf der uneinholbaren Vielfalt menschlicher Existenz zu beharren.

Aus forschungsmethodischer Sicht unterläuft der hier vorgeschlagene Ansatz nicht nur gängige Vorstellungen von wissenschaftlicher Neutralität und Objektivität, sondern fordert letztlich dazu auf, das Verhältnis von Theorie und Praxis aus einer performativen Perspektive neu zu bestimmen. Wenn Forschung, wie etwa im Bereich der Medienbildung, nicht losgelöst existiert von den zu untersuchenden Praktiken, stellt sich die Frage, wie dieses Verhältnis in einer Weise gestaltet werden kann, die bestehende Macht- und Differenzordnungen nicht blindlings reproduziert, sondern Raum bietet für die Exploration neuer Handlungs- und Erfahrungsräume.

Anmerkungen

- 1 Das Onlinelabor für Digitale Kulturelle Bildung (<https://digitalekultur.medienpaedagogik.uni-kiel.de> [Stand: 16.09.2021]) ist ein vom BMBF gefördertes Forschungsprojekt, das sich mit der Verbreitung und Verhandlung kultureller Ausdrucksformen in der alltäglichen Nutzung sozialer Medien befasst.

- 2 Mit dem Begriff „soziale Medien“ sind hier Internetanwendungen gemeint, die den Anwender*innen die Möglichkeit zur Erstellung und Verbreitung eigener Inhalte wie auch zur Vernetzung, Interaktion und Kommunikation bieten.
- 3 Die bisher entstandenen Impulse wie auch die von den Teilnehmer*innen zur Veröffentlichung freigegebenen Beiträge sind online unter <https://digitalekultur.medienpaedagogik.uni-kiel.de/view/view.php?id=1634> [Stand: 16.09.2021] verfügbar.

Literatur

- Alkemeyer, Thomas/Buschmann, Nikolaus (2017): Learning in and across Practices – Enablement and Subjectivation. In: Hui, Allison/Schatzki, Theodore E./Shove, Elizabeth (Hrsg.): The Nexus of Practices – connections, constellations, practitioners. London: Routledge, 8-23.
- Bergold, Jarg/Thomas, Stefan (2012): Participatory Research Methods: A Methodological Approach in Motion. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research, Bd. 13, H. 1, Art. 30.
- Budde, Jürgen/Bittner, Martin/Bossen, Andrea/Rißler, Georg (Hrsg.) (2018): Konturen praxistheoretischer Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bucher, Taina (2018): If...Then – Algorithmic Power and Politics. New York: Oxford University Press.
- Collins, Noah, M./Pieterse, Alex L. (2007): Critical Incident Analysis Based Training: An Approach for Developing Active Racial/Cultural Awareness. In: Journal of Counseling & Development, Bd. 85, 14-23.
- Couldry, Nick (2012): Media, Society, World. Social Theory and Digital Media Practice. Cambridge: Polity.
- Forster, Edgar (2007): Radikale Performativität. In: Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg (Hrsg.): Pädagogik des Performativen. Weinheim: Beltz, 224-237.
- Graeber, David (2016): Bürokratie. Die Utopie der Regeln. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hetzl, Andreas (2002): Kultur als Grenzüberschreitung. Dialektik. In: Zeitschrift für Kulturphilosophie, 2/2002, 5-17.
- Hörning, Karl Heinz (2004): Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem. In: Hörning, Karl Heinz/Reuter, Julia (Hrsg.): Doing Culture – Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript Verlag, 19-39.
- Hörning, Karl Heinz (2001): Experten des Alltags. Weilerswist: Velbrück.
- Hörning, Karl Heinz/Reuter, Julia (2004): Doing Culture: Kultur als Praxis. In: Hörning, Karl Heinz/Reuter, Julia (Hrsg.) (2005): Doing Culture – Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript Verlag, 1-15.

- Jörissen, Benjamin (2018): Subjektivierung und ästhetische Bildung in der post-digitalen Kultur. In: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Bd. 94, H. 1, 51-70.
- Jörissen, Benjamin (2015): Digitale Medien und digitale Netzwerke: Herausforderungen für die kulturelle Kinder- und Jugendbildung. In: Kammerer, Bernd (Hrsg.): Nürnberger Forum der Kinder- und Jugendarbeit. Nürnberg: emwe-Verlag, 101-119.
- Mersch, D. (2013): Nichtpropositionalität und ästhetisches Denken. Abrufbar unter: www.dieter-mersch.de/Texte/PDF-s/ [Stand: 30.04.2021].
- Pred, Allan (1981): Social reproduction and the time-geography of everyday life. In: Geografiska Annaler. Series B. Human Geography, Jg. 63, Bd. 1, 5-22.
- Ricken, Nobert/Reh, Sabine (2014): Relative und radikale Differenz – Herausforderung für die ethnographische Forschung in pädagogischen Feldern. In: Tervooren, Anja/Engel, Nicolas/Göhlich, Michael/Miethe, Ingrid/Reh, Sabine (Hrsg.): Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern. Bielefeld: transcript, 25-45.
- Sandberg, Jörgen/Tsoukas, Haridimos (2011): Grasping the Logic of Practice: Theorizing Through Practical Rationality. In: The Academy of Management Review, Bd. 36, H. 2, 338-360.
- Schatzki, Theodore R. (1996): Social Practices – A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schatzki, Theodore R. (2012): A primer on practices: Theory and research. In: Higgs, Joy/Barnett, Roland/Billett, Stephen/Hutchings, Maggie/Trede, Franziska (Hrsg.): Practice-based education. New York, NY: Sense Publisher, 13-26.
- Schäfer, Franka/Daniel, Anna (2015): Zur Notwendigkeit einer praxissoziologischen Methodendiskussion. In: Schäfer, Franka/Daniel, Anna/Hillebrandt, Frank (Hrsg.): Methoden einer Soziologie der Praxis. Bielefeld: transcript, 37-55.
- Sharrock, W. W./Anderson, R. J. (1982): On the Demise of the Native: Some Observations on and a Proposal for Ethnography. In: Human Studies, Bd. 5, 119-135.
- Shove, Elizabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): The Dynamics of Social Practice – Everyday Life and how it Changes. Los Angeles: Sage.
- Tsai, Wenn-Chieh/van den Hoven, Elise (2018): Memory Probes: Exploring Retrospective User Experience Through Traces of Use on Cherished Objects. In: International Journal of Design, Bd. 12, H. 3, 57-72.
- Zill, Elias (2015): Zu einer qualitativen Empirie ästhetischer Erfahrungen. Grundlagentheoretische Überlegungen und forschungsmethodische Perspektiven am Beispiel kultureller Bildungsforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Bd. 16, H. 3, Art 25.

Lizenz

Der Artikel steht unter der Creative Commons Lizenz **CC BY-SA 4.0**. Die Namen der Urheber*innen sollen bei einer Weiterverwendung genannt werden. Wird das Material mit anderen Materialien zu etwas Neuem verbunden oder verschmolzen, sodass das ursprüngliche Material nicht mehr als solches erkennbar ist und die unterschiedlichen Materialien nicht mehr voneinander zu trennen sind, muss die bearbeitete Fassung bzw. das neue Werk unter derselben Lizenz wie das Original stehen. Details zur Lizenz: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode>

Einzelbeiträge werden unter www.gmk-net.de/publikationen/artikel veröffentlicht.